

Festrede Maturitätsfeier HG 2. Juli 2015 Martinskirche

Liebe Maturandinnen und Maturanden,

Als erstes natürlich meinen herzlichsten Glückwunsch an Sie alle, dass Sie diesen Sprung geschafft, diesen Rubikon überschritten, diesen Skalp an Ihre Gürtel geheftet haben.

Man spricht in meiner neuen Heimat auch von einem „Rite of Passage“, einem Ritual, das eine Wegmarke im Leben begleitet. Möglicherweise sind Sie erstaunt, dass nicht nur Sie heute ein derartiges Ritual erleben, sondern ich auch.

Von seiner ehemaligen Schule gebeten zu werden, die Festrede an der Maturfeier zu halten, ist unzweifelhaft schmeichelhaft und kommt einem – zugegebenermaßen etwas späteren – Rite of Passage gleich. Für diese unverhoffte Chance bedanke ich mich wärmstens, denn sie hat mir bewusst gemacht, wie prägend die Erfahrungen und Eindrücke meiner acht Jahre im ehemaligen HG waren. Ich glaube nicht, dass es bloß die rosige Brille der Rückschau ist, die diese Zeit weitgehend positiv färbt.

Meine Bemerkungen sollen, so instruierte mich der Rektor, aufbauend und motivierend sein. Für einen Journalisten ist das Neuland. Aber ich glaube zu wissen, was er meint.

Das menschliche Hirn ist ein faszinierendes, unermesslich vielfältiges Gebilde. Sie haben die letzten Jahre damit zugebracht, es zu trainieren, seine individuellen Eigenheiten zu erfassen und möglicherweise gar zu verstehen, ihm nachzugeben oder es ihn ungewohnte Bahnen zu lenken. Hier sei die Rede von einem winzigen Ausschnitt dessen, was das Hirn kann: von der Speicherkapazität, von der Festplatte, wenn Sie so wollen.

To sképarnon ist ein altgriechisches Wort. Es wird gemeinhin mit „das Schlichtbeil“ übersetzt, was auch auf Deutsch nicht viel verständlicher ist, und beschreibt ein kleines Beil, das zum Entfernen der Äste von einem Baumstamm verwendet wird. Ein Gertel dient demselben Zweck.

Warum langweile ich Sie erneut mit abgelegenen Vokabeln? Weil ich das Wort immer noch weiß. Vielleicht sind einige der obigen Einzelheiten sogar falsch, aber das ist in unserem Zusammenhang irrelevant. Es bleibt gänzlich absurd, dass ich mich immer noch an das Wort erinnere und stelle jenen Kräften, die für die gelegentliche Entrümpelung meiner eingebauten Harddisk verantwortlich sind, ein denkbar schlechtes Zeugnis aus. Allein, im Gegensatz zu einem Computer, der irgendwann vollgestopft ist und langsam wird, bevor er den Geist ganz aufgibt, kennt das Hirn keine Kapazitätsgrenzen. Im Gegenteil, wäre ich versucht zu behaupten. Folglich gibt es keinen triftigen Grund zum Reset, außer natürlich, man wolle oder solle etwas zum eigenen Besten vergessen. Und selbst dann stellt sich die Frage, ob ein schlauer Hacker die unterdrückte Information nicht wieder bergen könnte.

Aber ich schweife ab. To sképarnon ist – in mehr als einem Sinne des Wortes – ein klassisches „piece of useless information“ – Wissen also, das keine erdenkliche sinnvolle Verwendung hat, von Nutzen ganz zu schweigen.

Mein bester irischer Freund hat mir in den letzten dreißig Jahren beigebracht, dass – obwohl der Ausdruck „useless information“ von ihm selbst aus Bescheidenheit häufig verwendet wird – das Konzept unsinnig ist. John ist meines Dafürhaltens ein weitgehend autodidaktisches Universalgenie. Ich erinnere mich gut, dass ich vor vielen Jahren – vor der Verfügbarkeit von Google und Wikipedia – mit Notizblock und Kugelschreiber bewaffnet zu John ging, weil ich etwas über den Untergang der Lusitania schreiben wollte. Klammer: Die Lusitania, ein luxuriöses Passagierschiff, wurde vor exakt hundert Jahren vor der Küste der irischen Stadt Cobh von einem deutschen Torpedo versenkt. Zahlreiche amerikanische Zivilisten kamen dabei ums Leben. Deutschland wurde damals beschuldigt, widerrechtlich Zivilisten ermordet zu haben, obwohl das edle Schiff – wie wir heute wissen – heimlich Munition transportiert hatte. Klammer zu. Ich wusste, dass John mir die Fakten und die Theorien aus dem Gedächtnis kolportieren würde, während er eine ziemlich

anspruchvolle Natursteinmauer baute. Useless pieces of information?

John war damals ein begeisterter Teilnehmer von Pub-Quizes, und gewann regelmäßig die kompliziertesten Kreuzworträtsel britischer Zeitungen. Eines Tages überhörte ich am Radio, wie jemand die Etymologie von Hokuspokus herleitete. Ha, dachte ich mit diebischem Vergnügen: Das werde ich nun John servieren. Gedacht, getan. John runzelte die Stirn und fragte demütig, ob er eine einzige Vorabinformation haben dürfe? Ich willigte großzügig ein. – Ob der Kontext religiöser Natur sei, fragte er scheinheilig, und beteuerte, er wisse die Antwort nicht. Ja, bestätigte ich misstrauisch. „*Hoc est corpus meum*“? versetzte er, „Dies ist mein Leib“, und das Fragezeichen war bloß seiner Höflichkeit zu verdanken. Ich war zugegebenermaßen etwas enttäuscht, denn er hatte recht: Hokuspokus ist eine von Protestanten erdachte Verunglimpfung der katholischen Abendmahls-Zeremonie, in der sich der Wein in Blut und die Hostie in Fleisch verwandeln.

John erzählte mir bei einer anderen Gelegenheit, seine liebsten Quiz-Fragen seien jene, auf die er die Antwort nicht spontan kenne, bei denen sich aber die Antwort aus der Fragestellung ableiten lasse.

Nun werden Sie sich möglicherweise denken, dass Sie nicht vorhaben, Ihren Werdegang auf der schlaun Beantwortung von Quizfragen aufzubauen. Da stimme ich Ihnen natürlich zu. Aber ich beharre darauf, dass es keine „useless pieces of information“ gibt. So wie mein Freund John seine Antworten aus den Fragen herzuleiten versucht, so suche ich nach Fragen in den Antworten. Denn als Historiker habe ich gelernt, dass die richtigen Fragen weit wichtiger sind als die richtigen Antworten. Allein, um Fragen zu stellen, um laterale Bezüge zu spannen, braucht es einen Rucksack. Das Bildungsbürgertum ist ein inzwischen zu Recht verfemter Ausdruck, weil er die Bildung einer sozialen Klasse zuordnet – aber das Konzept der breiten, vielfältigen Bildung sollte nicht mit demselben Bade ausgeschüttet werden.

In meinem Beruf des Journalisten gilt das in besonderem Maße. Als ich vor über dreißig Jahren meine ersten Gehversuche machte, glaubte ich noch, es gehe nur um Inhalte. Ich kam von der Uni, vom akademischen Diskurs, der den narrativen Qualitäten, der Form also, wenig Wertschätzung entgegenbrachte. Faktenvermittlung, Hintergründe, analytischer Tiefgang: das waren damals meine Koordinaten. Und wer die Geduld nicht aufbrachte, diese Schätze begierig zu bergen, war eben selber schuld. Sie werden kaum erstaunt sein, dass sich meine Berufsauffassung im Laufe der Jahre geändert hat. Die Erzählform ist ein existentieller Bestandteil der Botschaft. Sie soll helfen, die Inhalte verdaulich zu gestalten. Dazu bedarf es der Metaphern, der unerwarteten Querbezüge, der literarischen Anspielungen. Ich will Ihnen nicht verheimlichen, dass das bisweilen Enttäuschungen nach sich zieht. Wenn die Präsentation und Analyse eines britischen Budgets allein deswegen im Gedächtnis hängen bleibt, weil ich die damals unvermeidlichen, braunen Wildlederschuhe des Schatzkanzlers beiläufig erwähnte, dann fragt man sich natürlich, ob das Ziel verfehlt wurde. Aber die Hoffnung besteht, dass andere Inhalte überleben, weil das belanglose Schuhwerk die Aufmerksamkeit kitzelte.

Inzwischen sind wir unrettbar im Zeitalter von Google und Wikipedia angelangt. Dagegen ist überhaupt nichts einzuwenden. Aber – in meinem Beruf zum mindesten – herrscht meistens Zeitdruck. Ich muss wissen, was ich Google fragen will. Und da feiern die „useless pieces of information“ Urstände. Nehmen Sie ein beliebiges Beispiel: 2003, unmittelbar nach dem Ausbruch des Irak-Krieges, besuchte ich für die NZZ am Sonntag den amerikanischen Luftwaffenstützpunkt im englischen Fairford. In der Reportage kam dann folgender Abschnitt vor:

Nacheinander gehörte das königliche Dorf Fairford den reichsten Familien Englands. De Clare, Despenser, Beauchamp, Neville - das mittelalterliche Gegenstück zu Roosevelt, Morgan, Vanderbilt, Gates. Heinrich VII., der erste Tudor-König, soll die Buntglasscheiben der Marienkirche von

Fairford gestiftet haben, als Sühne vielleicht für die Beseitigung seiner Rivalen. Es ist der einzige bis heute intakt gebliebene Scheibensatz des englischen Mittelalters.

Der Kontrast zwischen den amerikanischen B-52 Bombern, die damals ihre tödliche Fracht von Fairford aus nach Mesopotamien transportierten, und den fragilen, immer noch intakten Buntglasscheiben war natürlich gewollt. – Geschichtliche Vorkenntnisse, Beobachtungen vor Ort und die Lektüre des in der Kirche aufliegenden Informationsblättchens flossen allesamt in diesen Text ein.

Manche von Ihnen werden schon genau wissen, wie sie die nächsten Jahre verbringen wollen, werden ihr Studienobjekt schon gewählt haben und sich hoffentlich darauf freuen, weil sie das Fach aus Begeisterung und Leidenschaft ausgesucht haben und nicht aus bloßen Nützlichkeitsabwägungen. Sollten Sie noch Zweifel haben, dann möchte ich Sie ermutigen, Ihren Instinkten zu folgen. Wohin auch immer ihr Herz Sie zieht: dort lockt die Erfüllung, dort werden Sie Ihre besten Seiten kennen lernen. Meine jahrelangen Archivstudien in Basel und Straßburg entsprangen auch nicht dem Vertrauen auf eine lukrative Karriere. Und obwohl ich meine intimen Kenntnisse der Straßburger Gesellschaft im Spätmittelalter seither noch nie in einen Artikel oder eine Sendung schmuggeln konnte, habe ich meine Wahl nie bereut. – Damals habe ich gelernt, selber zu denken.

Es gibt bestimmt andere unter Ihnen, die noch unsicher oder gar ratlos sind. Kein Grund zur Sorge. Als ich in Ihrem Alter war, verbrachte ich ein paar Wochen auf einer deutschen Zeitungsredaktion. Vor meinem Abschied bestellte mich der Chefredaktor in sein Allerheiligstes. Ich fragte ihn, ob er die Fächerkombination Geschichte und Ökonomie für eine sinnvolle Ausbildung für jemanden halte, der möglicherweise Journalist werden wolle? Er bestärkte mich in meinen Plänen, aber mit einer unerwarteten Begründung: *Sie werden als Journalist meist über Dinge schreiben, von denen sie keine oder nur eine geringe Ahnung haben. Das liegt in der Natur der Sache. Aber für ihre Selbstachtung und ihr inneres Gleichgewicht*

müssen sie einen Fachbereich haben, den sie beherrschen, wo ihnen keiner was kann. Was das genau ist, bleibt arbiträr. Ägyptologie ist ebenso geeignet wie Geschichte. Ich habe diesen Ratschlag beherzigt und möchte noch etwas hinzufügen: Wenn Sie derzeit noch am Suchen sind, würde ich Ihnen empfehlen, eine Disziplin mit Substanz zu wählen. Damit meine ich ein Fach, das sich auf Inhalte konzentriert und nicht auf Prozesse. Deshalb habe ich in meiner Sparte mehr Vertrauen in Physiker oder Pharmazeuten als in Absolventen eines Studienganges in Publizistik, Medien oder Betriebswirtschaftslehre, obwohl – oder vielleicht gerade weil – ich von Physik und Pharmazie nicht einmal den Anflug einer Ahnung habe; trotz – oder besser wegen – Physikunterricht im alten HG.

Die persönliche Verankerung in Einsichten, Zusammenhängen und natürlich Werten ist für Journalisten im 21. Jahrhundert vielleicht besonders wichtig. Der Zufall will es, dass ich zur letzten Generation gehöre, die den Bleisatz noch persönlich erlebt hat. Meine ersten Artikel verließen Irland per Post, oder, wenn es eilig war, per Telex oder Telefon-Diktat. Radio fand anfänglich ausschließlich am Telefon statt. Heutzutage kann ich fertig produzierte Beiträge in Studioqualität von unterwegs versenden. – Alan Rusbridger verbrachte die letzten 20 Jahre als Chefredaktor des britischen „Guardian“. Ende Mai veröffentlichte er einen Abschiedsartikel. Er begann bei seinen Anfängen:

The rhythm of the day built up to one main deadline, around 9.30pm. We knew the cost of paper, ink, printing and distribution, and could flex the price of advertising, and of the newspaper itself. The readership was overwhelmingly in the UK, and if they ever wanted to get in touch, they did so by phone or letter. It was a world of known knowns.

Twenty years later, we swim in unknown unknowns. We still tell stories in text and pictures, but the words are as likely to be in the form of live blogs as stories. We have learned to use moving pictures as well as stills. We work in audio, interactives, data, graphics and any combination of the above. We distribute our journalism across multiple

channels, platforms and devices, including live discussion and debate. We're on the iWatch; we're in bed with Facebook; we're still in the corner shop.

Man sagt mir, Sie sprächen alle Englisch. Deshalb verzichte ich auf eine Übersetzung, erlaube mir aber aus Altersgründen, Sie auf das im Text enthaltene Zitat des früheren Verteidigungsministers Donald Rumsfeld über *known knowns* und *unknown unknowns* aufmerksam zu machen. – Womit wir schon wieder beim Irak-Krieg wären.

Tatsächlich wollte ich den Umbruch in der Medienlandschaft – stärker spürbar im Print, etwas unterschwelliger im Radio – in den Zeugenstand rufen. Wenn sich die gesamte Umgebung ändert, wenn die Bestellungen in immer schnellerem Rhythmus hereinprasseln, wenn man sich gelegentlich fragt, ob die lieben Redaktionen eigentlich noch bei Sinnen seien und die Jagd nach dem kleinsten gemeinsamen Nenner qualitative Zweifel weckt – dann hilft eine beruhigende Ahnung dessen, was wirklich wichtig ist.

Diese Ahnung gründet natürlich nicht darauf, dass Sie das Periodensystem der Elemente oder ein paar Verse aus der Odyssee auswenig gelernt haben – obwohl beides nicht zu verachten ist. Ein glückliches und geborgenes Privatleben, eine reichhaltige Berufserfahrung, ein organisch gewachsenes Wertesystem gehören bestimmt mit dazu.

Aber bevor wir ganz in das supsekte Genre von Lebensratgebern abgleiten, möchte ich Sie alle noch einmal beglückwünschen: Well done! Bleiben Sie neugierig, lesen Sie nicht bloß Fachartikel sondern auch mal einen Roman. Stellen Sie Fragen, statt Antworten zu lernen. Strapazieren Sie die endlose Flexibilität ihrer grauen Zellen. Und: Bleiben Sie kritisch, wenn ältere Semester behaupten, sie hätten schon alles begriffen. – Trotzdem bedanke ich mich für Ihre Aufmerksamkeit.